

der Buchkauf-Verweigerer auf 47 Prozent, also knapp die Hälfte der Bevölkerung, angestiegen (Buchreport Nr. 44 v. 31. Okt. 1990). In die Zukunft projiziert bedeutet dies: Im Jahre 2000 werden die meisten Bundesbürger keinen Buchladen mehr betreten.

Ein Trost bleibt: Was auch in anderen Freizeitbereichen gilt (z. B. im Tourismus, wo die bisherigen Mehrfach-Reisenden heute und in Zukunft noch mehr verreisen werden), trifft in gleicher Weise für den Buchmarkt zu: Der Anteil der hochmotivierten Buchliebhaber, die mehr als zehn Bücher pro Jahr kaufen, lag 1983 bei 11 Prozent und 1990 bei 14 Prozent. In den nächsten zehn bis fünfzehn Jahren kann immerhin ein Fünftel der Bevölkerung zur Gruppe der Mehrfach-Buchkäufer gehören. Vielleicht werden in Zukunft deutlich mehr Bücher gekauft als wirklich gelesen. Und der Geschenkkäufer und Mitbringselkonsument wird den „Buchmenschen“ oder die „Leserate“ in die exotische Hobbyecke drängen.

Grundlagenliteratur:

H. W. Opaschowski, Pädagogik und Didaktik der Freizeit, 2. Aufl., Opladen 1990; ders., Psychologie und Soziologie der Freizeit, Opladen 1989; ders., Herausforderung Freizeit. Perspektiven für die 90er Jahre (Bd. 10 der B. A. T. Schriftenreihe zur Freizeitforschung), Hamburg 1990.

Jürgen Hoeren Ethos und Angst

Das Verhältnis der Amtskirche zur Öffentlichkeit

Nutzt die Kirche ihre Chancen, die sie bisher besitzt, eigentlich richtig? Wird sie bei neuen Anbietern besser wegkommen als bei den traditionellen, wenn sich ihre Kommunikationsstrukturen nicht grundlegend ändern?

Je länger ich das Agieren der katholischen Kirche im öffentlich-rechtlichen Rundfunksystem und ihr Taktieren in der gegenwärtigen Diskussion um neue, private Kanäle, ja um einen eigenen katholischen Hörfunk verfolge, desto dringender stellen sich mir diese Fragen.

Kommunikation der Einbahnstraße

Die katholische Kirche und ihre Amtsträger bevorzugen leider noch immer die Kommunikation der Einbahnstraße. Kritiklose Weitergabe von Erklärungen, Statements und Hirtenbriefen – das ist die Idealvorstellung eines kirchlichen Journalismus, der der Realität weit entschwunden ist. Anders ist es kaum zu erklären, daß mich vor nicht allzu langer Zeit ein Bischof anrief und sagte, er hätte etwas der Öffentlichkeit mitzuteilen, ob ich ihn nicht interviewen könnte. Ich war zunächst erfreut, daß ein Bischof von sich aus auf mich zukam, um sich mit Sorgen, Anfragen und Neuigkeiten über den Hörfunk an die Öffentlichkeit zu wenden. Doch meine naive Freude

wurde im Laufe des Gesprächs bald bitter enttäuscht. Als es um die Frage eines Aufnahmetermins und eines Vorgesprächs ging, meinte der Oberhirte, ein Vorgespräch sei nicht nötig – denn er hätte Fragen und Antworten bereits schriftlich vorbereitet und wolle von diesem Konzept nicht abweichen. Ein Bischof hatte sich also selbst interviewt, sich selbst die Fragen gestellt und beantwortet – im angstfreien, sterilen, kritikfreien Kämmerchen war er in eine Doppelrolle geschlüpft. Nun fehlte ihm für das entstandene Produkt nur noch die Öffentlichkeit bzw. der Übermittler. Er wollte den Journalisten nicht als kritischen Nachfrager, als unbequemen Fragesteller, sondern allenfalls als Träger des mechanischen Tonbandgerätes. Der Zweifel, die innere Anfrage, ob hier nicht aufs empfindlichste journalistische Ehre und journalistische Ethik verletzt würden, schienen sich dem Bischof nicht zu stellen. Ging es ihm doch allein darum, seine Botschaft so in die Öffentlichkeit zu bringen, wie er sie transportiert wissen wollte – ein Kanzelwort, eine Erklärung in einer scheinbar modernen, journalistischen Form. Daß dieses künstliche Interview im Grunde eine Täuschung des Hörers einschloß, störte den Betreffenden nicht. Ich lehnte dieses „einmalige Interviewangebot“ ab, erntete dafür auf bischöflicher Seite Unverständnis.

Fairneß auf beiden
Seiten notwendig

Untypisch ist dieses Erlebnis für den Umgang mit Journalisten im katholischen Milieu nicht. Dem Postulat nach einer journalistischen Ethik auf der einen Seite entspricht die Forderung nach einer Ethik der kirchlichen Institution, des Nachrichtengebers, des „Kommunikators“ auf der anderen Seite. Wer Fairneß vom anderen verlangt, muß sie auch selbst praktizieren – wer von Journalisten Wahrhaftigkeit verlangt, muß selber wahrhaftig sein. Wer andere kritisiert, muß sich selbst fragen lassen. Die Pastoralinstruktion „Communio et Progressio“ liefert dafür klare Leitsätze: „Jede Kommunikation muß unter dem obersten Gesetz der Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Wahrheit stehen.“ Meine Erfahrungen zeigen jedoch, daß weite Teile des organisierten deutschen Katholizismus zu einer angstfreien Kommunikation unter dem „Gesetz der Aufrichtigkeit, Zuverlässigkeit und Wahrheit“ noch nicht fähig sind. Ein Beispiel dafür war im Dezember 1979 die Auseinandersetzung über den Tübinger Theologen Professor Hans Küng. Kurzfristig war in Köln eine Pressekonferenz von Joseph Kardinal Höfner anberaumt worden, so kurzfristig, daß viele Kollegen bei bestem Willen nicht anreisen konnten. Ein Kurier aus Freiburg brachte mir eine schriftliche Erklärung zu dem Entzug der Lehrbefugnis von Hans Küng. Die Redaktio-

nen wurden mit amtskirchlichen Erklärungen und Dokumentationen, mit Schriftsätzen überhäuft. Doch für das aktuelle Medium Hörfunk fand sich kein Theologe, kein Bischof zu einem direkten, unvoreingenommenen Streitgespräch mit dem betroffenen Theologen bereit. Als Fachjournalist für kirchliche Fragen war man schnell herausgefordert zu einem klaren Urteil, zur Erläuterung der römischen Entscheidung. Viel Vereinfachendes, viel Falsches, manches an Fehlinterpretation kam dabei zustande. Denn kein Außenstehender war und ist letztlich in den komplizierten Prozeß der römischen Entscheidungsfindung eingeweiht. Wie schnell kamen aus einigen kirchlichen Amtsstuben die Vorwürfe, sich es mit der Materie zu einfach gemacht, zu viel Sympathie auf den Betroffenen verschwendet zu haben. Was verlangt das journalistische Ethos in dieser „Zwangslage“, wo sich für den Hörfunkjournalisten die normalste, einleuchtendste und überzeugendste Lösung nicht realisieren ließ, nämlich Pro und Contra ungeschminkt von beiden Seiten vortragen zu lassen? Entsprachen die Bischöfe mit ihrer Absage an eine direkte Diskussion mit Hans Küng dem Grundsatz der Pastoralinstruktion über die Instrumente der sozialen Kommunikation, in der es heißt: „Wer immer in der Kirche Verantwortung trägt, muß ständig bestrebt sein, durch die Medien umfassende und wahrheitsgemäße Informationen zu vermitteln, damit man ein zutreffendes Bild von der Kirche und ihrem Leben erhält.“? Das offizielle katholische Kommunikationsmodell heißt noch immer „Einbahnstraße“. Auf die „Kölner Erklärung“ folgte eine Entgegnung, auf die „Luzerner Erklärung“ kam eine offizielle Stellungnahme – Papier folgte auf Papier, Schriftsatz auf Schriftsatz –, aber der verändernde, miteinander lernende, aufeinander hörende Dialog blieb aus. Es sind verkrampfte Grabenkämpfe anstatt fairer Austausch von Argumenten. Man schaut sich nicht in die Augen, sondern verschickt Papier. Dieser Kommunikationsstil wirkt in und auf unsere Gesellschaft immer abstoßender – weil man in allen anderen Lebensbereichen die kontroverse Diskussion erlebt, am Bildschirm sieht man die Debatte von Pro und Contra; das Ringen um das bessere Argument gehört nicht nur zum politischen Geschäft. Doch die Kirche bleibt weitgehend ausgespart. Ihre Repräsentanten bevorzugen die Einzelshow, möglichst abgesprochen mit vorher zugestellten Fragen und Stichworten.

Anders als ein „Tendenzbetrieb“ wie die Kirchenzeitung ist eine Kirchenfunkredaktion in einer öffentlich-rechtlichen Anstalt dazu verpflichtet, das gesamte Spektrum

Objektivität und
Ausgewogenheit

Mißtrauen
und mangelndes
Gespräch . . .

von Kirche widerzuspiegeln – mit der Maßgabe objektiv und ausgewogen. Und dieses Bild von Kirche ist auch heute sehr vielfältig. Die Institution Kirche kann vom Redakteur nicht verlangen, daß er sich auf den amtskirchlichen Blickwinkel einengt, selbst Zensur übt, um sich das Etikett „kirchentreu“ zu verdienen. Der Redakteur kann nicht mit seiner Sprache und in seiner Rolle jenes Gleichgewicht zur unbequemen, sagen wir einmal vereinfachend „linken Position“ herstellen – nur weil jene, die diesen Standpunkt vertreten müßten, sprachlos sind und ihn nicht öffentlich kundtun wollen oder können – im direkten Streitgespräch, ungefiltert, nachgefragt. Das ängstliche Verharren im Schneckenhaus, das defensive Zurückgezogensein, verführt den suchenden Journalisten dazu, an diese Haustür nicht mehr anzuklopfen, weil er zu oft vor verschlossenen Türen stand. Meine konkreten Erfahrungen bündeln sich in der These: Die sogenannte Amtskirche macht es im Hörfunk, wo es auf die authentische Stimme ankommt, dem journalistischen Ethos, bestimmt von der Suche nach Ausgewogenheit und Vollständigkeit, schwer, weil sie sich zu wenig in das aktuelle Gespräch hineinwagt. Und: Das journalistische Ethos wird geprägt von konkreten Erfahrungen, so wie auch das Gewissen sich in konkreten Situationen jeweils neu bewährt. Von den Journalisten kann nicht verlangt werden, daß sie der Öffentlichkeit ein Bild von Kirche vermitteln, das fleckenloser, anziehender, vertrauenerweckender aussieht, als die Kirche sich selbst darbietet. Es ist schwer, eine vertrauenerweckende Kirche darzustellen, wenn diese dem Journalisten mit Mißtrauen begegnet. Mein journalistisches Selbstverständnis führt mich oftmals dazu, gerade jene Meinungen, Ereignisse und Entwicklungen ins Programm zu nehmen, die in der Kirchenpresse, in den offiziellen kirchlichen Organen keine Berücksichtigung finden. Warum erleben viele offizielle Kirchenblätter eine so erschütternde Flaute? Warum gelingt es nicht, eine katholische Jugendzeitschrift auf dem Zeitschriftenmarkt zu etablieren? Liegt es nicht oftmals daran, daß die „menschliche Kirche“ ausgeklammert ist, jene Kirche, die geprägt ist von Pluralität, von Meinungsunterschieden, von kontroversen Ansätzen in der Pastoral und in der Theologie? Ein Chefredakteur einer angesehenen Kirchenzeitung sagte mir: „Sei froh, daß du so unabhängig, so offen, ohne direkte kirchliche Abhängigkeit arbeiten kannst. Für mich ist es am einfachsten, wenn ich Hofberichterstattung betreibe. Warum soll ich mir das Leben schwermachen?“ Das journalistische Ethos ist geprägt von dem Umfeld, in dem man

arbeiten muß, vom Arbeitgeber. Die Schere im Kopf des kirchlich engagierten Journalisten wird um so kleiner, je weniger er in direkter Abhängigkeit von der Institution Kirche steht. Es ist die Angst, die im kirchlichen Journalismus das Ethos wesentlich mitbestimmt – auf der Seite des Redakteurs ebenso wie auf der Seite der Institution. Gehören nicht jene, die einmal im direkten journalistischen Kirchendienst standen und dann zu säkularen Medien wechselten, zu den kritischsten Redakteuren?

Ethos bildet sich durch Begegnung, durch Gespräch, durch Dialog. Oftmals konnte ich jedoch erfahren, daß gerade in kirchlichen Kreisen – seien sie eher konservativ oder eher progressiv ausgerichtet – die offene Gesprächsbereitschaft mit Andersdenkenden fehlt. Da gibt es harte Ab- und Ausgrenzungen – „mit Herrn X spreche ich nicht“, diese totale Gesprächsverweigerung habe ich nicht nur einmal zu hören bekommen. Wie wirkt eine solche Erfahrung auf einen christlichen Journalisten, wie wirkt sie auf sein Ethos, welche Folgen hat solch eine Erfahrung für den Umgang mit Kirche? Könnte das, was da über einen anderen gesagt wird, nicht eines Tages vielleicht auch über dich gesagt werden? Mit der Konsequenz: „Dem gebe ich kein Interview mehr!“ Wird es durch solche Erfahrungen nicht dem journalistischen Ethos schwergemacht, Brücken zu bauen, neue Gesprächsfäden anzuknüpfen, auf sachliche Argumente statt auf Emotionen zu bauen? Zuhörenkönnen wird dabei zu einer wichtigen Eigenschaft – auch Andersdenkenden zuhören zu können, solchen, mit denen man nicht übereinstimmt. Diese Bereitschaft, zuhören zu können, wird heute von vielen nicht nur in der Kirche vermißt. Hörer wenden sich mit Glaubensfragen, mit seelischen Problemen an die Redaktion, weil sie in ihrer Pfarrei keinen Ansprechpartner finden, weil Vertrauen fehlt. Könnte es nicht sein, daß auch in der Öffentlichkeit, im öffentlichen Umgang Kirche zu wenig Brüderlichkeit, zu wenig Vertrauen, zu wenig Offenheit dokumentiert? Viele haben Angst, viele haben Desinteresse an ihrer Kirche.

Noch einmal zurück zum Stichwort Angst im Umgang der Kirche mit den Journalisten und der Journalisten mit der Kirche. Auf seiten der Redakteure, die sozusagen in täglicher Tuchfühlung mit ihrer Kirche leben, spürt man nicht selten die Angst, wegen offener, begründeter Kritik, wegen der Aufdeckung von Mißständen, wegen der Anregung und dem Anstoß unbequemer Diskussionen als „Deserteur“, als „unzuverlässig“ abgestempelt und an den Rand gedrängt zu werden. Auf seiten der Vertreter der Institution, der Prälaten und Bischöfe, ist die Angst

... bis zur totalen
Gesprächs-
verweigerung

Angst bei Journalisten
wie bei Bischöfen und
Prälaten

nicht kleiner, durch eigene, abweichende öffentliche Meinungsäußerungen nicht mehr als „systemkonform“ zu gelten, als „Ausbrecher“ abgestempelt zu werden. Die Angst vor den anderen ist bei verantwortlichen Prälaten stark ausgeprägt. Die offizielle Kirche will als Monolith dastehen, obwohl jedermann weiß, daß es auch im Episkopat unterschiedliche Meinungen, abweichende Beurteilungen von kirchlichen und politischen Vorgängen gibt.

Rühmliche Ausnahmen . . .

Ich erlebte diese Angst, sich mit einer eigenständigen Meinungsäußerung zu profilieren und von den anderen abzuheben, unter anderem auf einer Reise mit einer Delegation deutscher Bischöfe und Prälaten nach Zaire und Kongo-Brazzaville. Ich wollte diese Gelegenheit nutzen, den Hauptgeschäftsführer von Misereor, Prälat Norbert Herkenrath, zur Apartheidsproblematik und zur Situation im südlichen Afrika zu interviewen. Dieses Interview war bereits vor Antritt der Reise abgesprochen. Während des Afrika-Aufenthalts kam die Delegation jedoch überein, sich auf dem afrikanischen Kontinent nicht zur Situation in Südafrika zu äußern. Prälat Norbert Herkenrath kamen Bedenken – sollte er mir unter diesen Vorzeichen das versprochene Interview noch geben oder nicht? Sollte das Thema Südafrika einfach ausgespart werden, obwohl jedermann über dieses Thema sprach? Ich spürte, daß in einem afrikanischen Land nach einer unmittelbaren Diskussion mit schwarzen Bischöfen und Theologen Aussagen über das Problem der Apartheid direkter, persönlicher und betroffener aus dem Munde des Misereor-Hauptgeschäftsführers ausfallen würden, als wenn man dieses Gespräch in der Aachener Geschäftsstelle führen würde. Was verlangte in dieser Situation das journalistische Ethos? Respekt vor dem bischöflichen Korpsgeist, die Schweigeregeln zu akzeptieren? Oder verlangte die Situation die Überredungs- und Überzeugungskunst des Journalisten, die Ermunterung für den Interviewpartner, das Ungewöhnliche zu wagen, auszubrechen aus der Uniformität und dem Schweigen? Nach einem offenen Gespräch entschied sich Prälat Herkenrath für das Interview – er ahnte bereits in Kinshasa, daß es ihm Schwierigkeiten bringen würde. Er führte dieses Interview ohne bischöfliche Rückfrage, er stand zu seiner Meinung, zu seinem Entschluß. Wir führten das Gespräch in seinem Zimmer. Es war ein sehr spontanes Interview, das erst nach der Afrika-Reise im Südwestfunk gesendet und sowohl vom Fernsehen als auch von der Tagespresse aufmerksam registriert wurde. Die innerkirchliche Kritik an Prälat Herkenrath war erheblich. Er hatte in seinem In-

... erheblicher Kritik
unterworfen

terview unter anderem die Forderung nach sofortigen Boykottmaßnahmen gegenüber Südafrika aufgestellt. Er mußte dafür erhebliche öffentliche Kritik einstecken, die zum Teil öffentlich im „Rheinischen Merkur“ und in der „Deutschen Tagespost“ vorgetragen wurde. Aber darüber hinaus gab es auch erheblichen, unsichtbaren Druck von jenen, die sich zum Schweigen verpflichtet hatten. Als ich Prälat Herkenrath noch einmal telefonisch für dieses Gespräch und für seinen Mut dankte, sagte er mir, daß er jedoch vorläufig keine Interviews mehr geben könnte. Und als ich einige Tage später mit einem einflußreichen Prälaten aus Bonn sprach, wurde ich sehr schnell auf dieses Interview mit Prälat Herkenrath angesprochen und, wenn auch im Scherz, so doch nicht ohne Hintergrund, als „journalistischer Verbrecher“ bezeichnet. Mag diese Vokabel auch noch so flapsig gebraucht gewesen sein, sie zeigte jedoch – und das wurde mir durch andere Gespräche klar –, daß man mich in der Rolle des Verführers sah. Ich hatte jemanden aufs Glatteis gelockt, „hätte Herr Herkenrath mir doch nie getraut“. Doch dieser innerkirchlichen unveröffentlichten Meinung und Urteilsbildung stand ein sehr positives öffentliches Echo gegenüber. Laien und Priester, die sich in den Gemeinden für Misereor engagierten, zeigten sich erfreut über die klare Stellungnahme des Misereor-Hauptgeschäftsführers. Sie waren froh, daß hier endlich einmal jemand das sagte, was er dachte, daß er nicht versuchte, mit diplomatischen Floskeln allen gerecht zu werden, niemandem weh zu tun. Glaubwürdigkeit, Ehrlichkeit, Bekenntnis ist gefragt – gerade auch in heiklen Fragen, gerade auch dann, wenn es politisch unangenehm werden könnte. Ehrlichkeit auf seiten des Journalisten und des „Nachrichtensubjekts“.

Ablehnung glatter,
vorformulierter
Antworten

Im Programmfeld einer öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalt kann Kirche sich heute oftmals nur noch einbringen, wenn sie bereit ist, sich fragen zu lassen, auch auf die Gefahr hin, daß sie nur stockend und bruchstückhaft antworten kann. Der glatten, vorformulierten Antwort traut weder der Journalist noch der Hörer. Die reine Verkündigung von oben – sie existiert ja in einer Vielzahl von Verkündigungssendungen, deren Themen und Autoren die Kirchen selbst auswählen – hebt sich durch Form, Inhalt und Autorenauswahl immer stärker vom Gesamtprogramm ab. Hier dominiert das Traditionelle, das Harmonische, das, was sich einordnet, was nicht weh tut und nicht an der Fassade kratzt. Es häufen sich Zuschriften von jenen, die das verkündigte Wort und die gelebte Tatsache in der Kirche nicht mehr zur Deckung bringen können. Überzeugende Verkündigung bedarf als Korrektiv,

als glaubwürdige Ergänzung der kritischen Anfrage. Allzuoft verklärt die reine Verkündigung den Istzustand – daher braucht sie korrespondierend die Aufklärung, d. h. für mich, sich zu konkreten, offenen Fragen zu erklären, nach bestem Wissen und Gewissen auf berechnete Fragen zu antworten.

Zum Ethos „kirchlicher“ Journalisten

Das Ethos eines Journalisten, der sein Augenmerk vor allem auf die Kirche richtet, kann kein anderes sein als das eines Redakteurs, der mit Politik oder Gewerkschaft zu tun hat. Durch Suchen, Fragen, Zweifeln, Aufdecken holt der Journalist die Kirche in die Welt – sie besteht aus Menschen, bei denen Unvollkommenheit und Schwäche nicht fehlen. Fehler, Fehlentwicklungen, Skandale aufzudecken, zu benennen und zu beschreiben, ist letztlich Dienst an der Kirche – wird aber von dieser eher als lästige Last empfunden. Es gehört zum Ethos des Journalisten, heilsame Unruhe zu stiften, aufzuschrecken. Aber fürchtet das kirchliche Gegenüber nicht nur allzusehr z. B. die Aufdeckung der wahren Hintergründe des Zusammenbruchs der Bank Ambrosiano und die Verwicklung des Vatikans in diese Affäre? Wo bleibt der selbstgesteckte Anspruch, zur wahrhaftigen Informationsgebung beizutragen? Journalistisches Ethos wird hier nicht resignieren und sich mit dem aufgelegten offiziellen Make-up zufriedengeben, es wird weiterbohren, nicht ruhen, immer wieder in Erinnerung rufen – oder ist das ein unchristliches, unjournalistisches Selbstverständnis?

Die Nähe von Wahrheit und Halbwahrheit

Wahrheitsfindung in jener Institution Kirche, die sich im Besitz der alleinigen Wahrheit glaubt, ist ein schwieriges Unterfangen. Liegt es daran, daß Wahrheit und Halbwahrheit zu eng beieinanderliegen? Müßte jener, der die ganze Wahrheit besitzt, sich fürchten, ängstigen, Fragen ausweichen? Journalistisches Ethos fordert gerade von jenen, die mit dem Ressort Kirche und Theologie betraut sind, ein hohes Maß an innerer Freiheit, Gleichmut – und Standfestigkeit. Sie sind nötig, um nicht zu resignieren, nicht am Zweifel zu ersticken. Denn die berufliche Erfahrung im Umgang mit Kirche berührt die eigene Glaubenserfahrung. Der Blick hinter die Kulissen und die Erfahrungen in der Alltagsgemeinde sind häufig nur schwer in Einklang zu bringen. Immer wieder muß man sich sagen, Journalismus soll eine wahre Welt hervorbringen – dazu gehört auch eine wahrhaftige Kirche, die den unbequemen Journalisten mit einem wachen journalistischen Ethos als Partner und Korrektiv braucht.